



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Laguerronnière.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Liedern erkennbar ist. Ja von einzelnen Volksliedern läßt sich behaupten, daß sie gar keinem Volke vorzugsweise angehören, sondern daß sie an den Küsten der Nord- und Ostsee, auf den Schiffen und in den Gesellschaftshäusern der kaufmännischen Corporationen entstanden sind, ein gemeinsames Gut der Engländer, Deutschen, Niederländer und Scandinavier. Manche Lieder mögen auch noch zur Zeit des dreißigjährigen Krieges mit den schwedischen Heeren nach Deutschland gekommen, und einiges umgekehrt von den schwedischen Soldaten nach ihrer Heimath gebracht sein. Die Uebertragung der Gedichte in dem vorliegenden Werke scheint treu, manchmal zu treu für das deutsche Ohr. Sehr schätzenswerth ist die Beigabe der Melodien, ob aber die harmonische Bearbeitung derselben wirklich die zweckmäßigste Form der Mittheilung war, wagen wir nicht zu entscheiden. Ein besonderes Interesse erhält die Sammlung durch Ferdinand Wolfs Einleitung, in welcher der gründliche Kenner der romanischen Volksliteratur sich über den Ursprung der Volkslieder verbreitet. Der Antheil, welchen die privilegierten Stände des Mittelalters an dem Volksliede hatten, ist ein wenig stark betont. Eine genaue Unterscheidung der einzelnen Jahrhunderte und ihrer charakteristischen Formen ist für eine Geschichte des Volksliedes unentbehrlich.

Laguerronnière.

Portraits et études politiques par C. Laguerronnière. Paris. 1856.

Was Winterhalter für die Malerei ist, das könnte der Schriftsteller, dessen Name an der Spitze dieses Artikels steht, für die Literatur werden: ein Hofmaler. Napoleon III., Nikolaus I., Leopold I., König der Belgier, Henri V., Prinz Joinville, das sind die Figuren, die der Herr Staatsrath ersucht, ihm für seine Porträts zu sitzen. Die Herren Thiers, Morny und Cavaignac ergänzen diese Studiensammlung.

Winterhalters Name ist mir durch keine zufällige Ideenverbindung nach der Lectüre von Laguerronnières Buch in den Sinn gekommen. Die Aehnlichkeit zwischen beiden Männern ist eine gar große. Es sind nicht vorzugsweise Künstler, sondern Höflinge, und sie wenden sich an kein kunstliebendes Publicum, sondern an die blasierte Gesellschaft des Salons, deren Gott die Convenienz, deren Religion die Eleganz und deren Moral jene banale Höflichkeit ist, die nur ein ganz äußerliches Bindemittel für gebildete Menschen sein sollte. Stehen Winterhalter und Laguerronnière schon durch den geistigen Gehalt ihrer Werke sich nahe, so ist dies noch mehr in Bezug auf die Technik ihrer Kunst der Fall. Dem Maler wie dem Schriftsteller gebriecht es

an Stil; sie haben eine ziemlich kunstfertige, den Sinnen schmeichelnde, glänzende Routine. Herr A. Laguerronnière, dem die französische Kritik so viel von seinem Stile nachrühmt, wird auf diesen Vorwurf von Seite der deutschen Kritik am wenigsten gefaßt sein. Reiz gedrechselte Phrasen, wohl abgerundete Perioden, elegante Zusammenstellung gesuchter Ausdrücke, machen noch keinen Stil. Der Stil erfordert Persönlichkeit und der Comte Laguerronnière ist bloß eine matte Nachahmung Lamartines. Die Wärme des Dichters, die uns mit dessen lyrischem Pathos gewissermaßen ausföhnt, wird bei diesem Schriftsteller durch einen gewissen Vernis von diplomatischer Mäßigung ersetzt, die nachgrade unerträglich ist. Französische Phrasen, wie „s'élever au dessus des impressions de la veille par l'impartialité du lendemain“, die in dem Buche auf jeder Seite dugendweise vorkommen, sind seit den Girondisten von Lamartine jedem Winkelschreiber geläufig. Ich begreife nicht, wie die Franzosen, die ein Recht haben, in Stilsachen schwierig zu sein, der Schreibweise eines Herrn Laguerronnière günstig nachreden.

Um nun auf den Inhalt der Portraits et études politiques zu kommen, so habe ich ihnen die Heilung von einem Irrthum zu danken. Ehe ich die Ehre hatte, mit diesem Werke Bekanntschaft zu machen, bildete ich mir ein ein großer Monarch sei auch eine große Seltenheit, und daß auf dem Piedestal des Thrones — um in der Weise des Herrn Laguerronnière zu reden — nicht häufig die Statue eines großen Mannes zu sehen ist. Der genannte Schriftsteller hat mich eines Andern überzeugt. Napoleon III., Nikolaus I., Leopold von Belgien, Heinrich V. treten nicht bloß als Persönlichkeiten von vorzüglichen Eigenschaften und großer Begabung dem Leser entgegen, sondern als wahre Pantheonsgestalten. Es ist schwer, den Maßstab zu finden, welcher der Beurtheilung zu Grunde liegt. Zwar erkennt er selbst die Nothwendigkeit, hierüber einige Aufklärung zu geben, doch genügt es keineswegs, daß er von der Mäßigung und Unparteilichkeit spricht, die das Wesen seines Charakters ausmachen. Diese Mäßigung macht sich nur im Tadel, nicht im Lobe geltend, die Unparteilichkeit nur in völliger Abwesenheit von leitenden Grundsätzen, nicht zugleich in der objectiven Darstellung.

Wie schwankend und höflich die Ansichten des Verfassers sind, mögen einige Beispiele zeigen. Er spricht von den Versuchen des Prinzen Napoleon in Straßburg und Boulogne, und sagt aus Anlaß des letztern „vaincu il est traité en victime“, eine Auffassung, die viel weniger streng ist als jene des Kaisers selbst, wie aus dessen Rede bei seinem Besuche in Ham erinnerlich sein wird. Der Widerstand gegen den Staatsstreich, den er als einen ungesetzlichen Act anerkennt, beurtheilt er noch ganz anders. Er spricht von Barbarei, von fessellosen Leidenschaften, von Verbrechen gegen die Menschheit u. s. w., als ob gegen eine noch so gut gemeinte, noch so rettende That

der Gewalt ein anderer Widerstand möglich wäre, als ebenfalls ein gewalt-
samer. Duverroles und de Brue, zwei Offiziere, welche ihres dem Könige
Ludwig Philipp geleisteten Eides uneingedenk, sich von Louis Napoleon ge-
winnen ließen, haben noblement joué leur vie. Exclermanns dagegen, der
seinen Eid nicht vergißt, hat noblement widerstanden.

Perfigny wird bei der Affaire von Straßburg als instinctmäßiger Di-
plomat dargestellt, der alle Fäden des Complottes schlaue zusammenfaßt, und
doch heißt es einige Seiten weiter, es habe gar keine Verschwörung bestanden.

Louis Napoleon ist eine historische Person geworden und wer ihn als
solche betrachten will, der darf ihn nicht mit dem Auge eines Höflings ansehen.
Wenn der Verfasser vom Kaiser sagt, er habe nur Schatten in seinem Ge-
sichte gesehen und kein Licht, so gilt von seinem Buche das Gegentheil. Es
ist ein weißer Lichtfleck, ein blendendes, elektrisches Feuer, das wol eine große
Helle, aber keine abschließenden Schatten gibt. Herr Laguerronnière hätte
unbeschadet seiner Bewunderung für den gegenwärtigen Staatschef historischer
und künstlerischer zu Werke gehen können; er hätte wenigstens bei der Dar-
stellung der Geschichte des Staatsstreiches nicht in dem Maße gegen die Ge-
fühle eines jeden Rechtliebenden sich ausdrücken und nicht vergessen dürfen,
wie heftig er selbst sich gegen jene Ereignisse ausgesprochen und wie er
auf jede Gemeinschaft mit denselben verzichtet hatte. Das rasche Gelingen der
„rettenden That“ hat ihn allerdings so rasch bekehrt wie es Europa in Er-
staunen gesetzt, aber wo bleibt dann die so viel gerühmte Unparteilichkeit?
Der Erfolg spielt bei politischen Handlungen in der Meinung der Welt mit
Recht eine große Rolle, allein der Geschichtschreiber muß kälter sein und darf
sich nicht hinreißen lassen, wie ein gewöhnlicher Zuschauer. Es gibt leider in
Frankreich in allen Classen der Gesellschaft nur zu viel Leute, die alles nach
dem Erfolge beurtheilen und der Verfasser gehört zu diesen. Er verzeiht sogar
dem Könige von Belgien seine freiheitliche Regierungsweise, doch beeilt er
sich hinzuzufügen, um ja jedes unzeitige Gelüste zurückzuweisen, daß derlei
wol nur in einem kleinen Lande wie Belgien habe gelingen können. Ein
brüsseler Localerfolg läßt natürlich noch auf keinen pariser schließen.

Ich beklage mich nicht darüber, daß Louis Napoleon jetzt anders beur-
theilt wird als dies unmittelbar nach dem Staatsstreiche der Fall gewesen ist.
Der Krieg gegen Rußland und die Stellung, welche Frankreich unter des
Kaisers Regierung in Europa wieder erhalten hat, machen schon jetzt Napo-
leon III. zu einem Charakter, der nicht bloß nach seiner frühern Vergangenheit,
sondern nach der gänzlichen Vollbringung seines Tagewerkes wird gerichtet
werden können. Der Geschichtschreiber des zweiten Kaiserreichs — und mag
dieser, wie er sich verspricht, auch Herr Laguerronnière sein — wird vielleicht
mit Recht ein anderes Bild von Napoleon entwerfen als seine Gegner erwar-

ten, die Vergangenheit aber wird der unparteiische Geschichtschreiber nicht ignoriren, und es dürfte sich unter den wärmsten Verehrern des gegenwärtigen Herrschers von Frankreich kaum einer finden, der mit Laguerrennière ausrufen wird:

„Cette souveraineté, dont il était la tête et le coeur, lui laissait l'avenir. Il n'avait plus besoin d'usurper, il n'avait besoin que d'invoquer le droit de la France dans un moment suprême.“

Er müßte hinzusetzen, daß der Staatsstreich überflüssig gewesen und daß die seitherige Unterdrückung aller Freiheit ebenfalls eine überflüssige gewesen sei.

In den Zusätzen, welche der Verfasser zu seinem Porträt von Louis Napoleon (das mit „einigen Veränderungen“ schon vor dem 2. December geschrieben war) gibt, ist nichts was ein neues Licht auf die Ereignisse von damals und von jener Zeit zu werfen geeignet wäre. Die Unvereinbarkeit der beiden Gewalten, die Furcht vor den Gefahren von 1852 werden neuerdings als Motive der Handlungsweise des Staatsoberhauptes angegeben.

Anders ist es mit der Schilderung des Kaisers Nikolaus. Aus dieser habe ich gelernt, daß Rußland durch die Donaufürstenthümer und durch Sachsen an Deutschland grenze. Das Bild des Kaisers ist natürlich ein Lichtbild. Wir sehen wieder eine künstlich aus der Mitte ihrer Umgebung gerissene Sonne, aber wir sehen nicht, was durch sie beleuchtet wird. Ich habe vergeblich auch nur ein Wort über die inneren Zustände des Landes dieses „großen“ Monarchen erwartet und wer Rußland nach dieser Schilderung beurtheilt, kann in der Einbildung leben, es gehöre zu den glücklichsten und gebildetsten Ländern der Erde. Nikolaus „Großherzigkeit“ zur Zeit seines Regierungsantrittes hat den Verfasser blind für alles andere gemacht. Er sieht nichts von lächerlicher Soldatenspielererei des Zaren, er sieht nichts von dem heillosen Beamtenwesen, nichts von der Unehrllichkeit und Unsitlichkeit in den höhern wie in den niederen Classen; er fragt sich nicht, was dieser große Monarch für den Fortschritt der Bildung seiner Nation, was er für die Hebung der materiellen Interessen gethan hat; er sieht den schönen, ritterlichen, aufrichtigen Mann, einen Herrscher voll Tugenden, voll prestige nach außen hin, den „wiedererstandenen Kaiser von Deutschland“ in ihm. Ueber das Verhältniß Rußlands zu Frankreich läßt sich der Verfasser natürlich am weitesten aus. Er erzählt uns bei dieser Gelegenheit einige interessante Einzelheiten. So spricht er von der persönlichen Achtung des Zaren für Napoleon. Als Baron Heeckeren mit einer Mission betraut in Petersburg sich befand, ersuchte ihn Nikolaus selbst, stärkere Ausdrücke für die Gefühle zu finden, die er für den Prinzpräsidenten hege. Ich will Ihnen mit einem Worte meine Meinung über Napoleon sagen: „c'est un crâne!“ Er fügte hinzu: „Es ist unmöglich, die Angelegenheiten mit mehr Muth und größerer Geschicklichkeit zu führen und ich beuge mich gern

vor dem *savoir faire* des Prinzpräsidenten. Er mag in Frankreich thun wie ihm beliebt, um seine Gewalt zu befestigen, ich stoße mich nicht daran, daß ich ihm gleichgiltig, denn ich habe alles Zutrauen in seinen Muth und in seine Geschicklichkeit." Die dynastische Frage hingegen sah der Zar mit andern Augen an. „Ich erkläre freimüthig, daß in der Zukunft eine Schwierigkeit sich herausstellen könnte, bezüglich der Erblichkeit der Gewalt und der Gründung einer neuen Dynastie. Ich kann es nicht verhehlen, daß ich diese Eventualität als eine sehr große Angelegenheit betrachten würde.“ Also alles für die Person des Prinzen, ruft Herr Lagueronnière aus und nichts für die Krone. Der Zar behandelte Louis Napoleon als Freund, aber er fürchtete auch, ihn als Bruder behandeln zu müssen.

Auch für die Mittheilung noch anderer Aeußerungen des Zaren sind wir dem Verfasser zu Danke verpflichtet. So finden wir in dem Porträt des Kaisers Nikolaus eine Unterredung, welche dieser im Jahr 1848 mit einem französischen Politiker hatte, der das volle Vertrauen des Zaren besaß. Dieselbe ist merkwürdig genug, und lautet, allerdings in Lagueronnièresche Mundart übersezt, wie folgt.

„Nicht wahr,“ sagte der Kaiser, „man klagt mich an, daß ich Eroberungsabsichten auf Konstantinopel habe? Nun denn, man täuscht sich. Nichts wäre den wirklichen Interessen mehr zuwider, als Rußlands Grenzen bis an die Dardanellen zu rücken. Stellen Sie sich nun einmal vor, daß Konstantinopel eine russische Stadt werde? Ein Ungeheuer mit zwei Köpfen, deren einer den andern zerstören würde, denn die Wärme und das Leben würden, statt diesen ausgedehnten Leib zu beleben, nach dem Kopfe dringen, welcher der Sonne näher ist. Konstantinopel müßte die Hauptstadt eines neuen griechischen Kaiserreichs werden. St. Petersburg würde nicht mehr existiren und das Werk meines Ahnherrn Peter zerstört werden. Konstantinopel am mittelländischen Meere würde eine Drohung und eine Nebenbuhlerin aller Staaten von Europa werden. Es würde das Ziel sein, nach dem alle Anstrengungen der verbündeten Mächte gehn müßten. St. Petersburg, dieses unvergängliche Denkmal der Gewalt und des Genies des Menschen, an den Ufern der Neva hinter Eisbergen versteckt, durch ein selbst den kühnsten Schiffen unzugängliches Meer beschützt, durch Kronstadt beschirmt, Petersburg hat von keinem Angriffe etwas zu fürchten.“ „Sie sehen also, daß dieses Vorhaben unmöglich ist. Ich werde nicht den Fehler begehen, das Leben meines Kaiserreichs zu entrücken und es von Rußland, wo es voll Kraft und Saft ist, an den Bosphorus zu versetzen, wo es bald bedroht wäre. Das Geringste, was geschehen könnte, wäre, daß das Kaiserreich sich in zwei Hälften trennen würde, in das nördliche und in das südliche Rußland. Aber wo befände sich dann die Grenze dieser beiden anstoßenden Staaten? Eine große Nation braucht ein Meer;

der Norden würde das baltische behalten und der Süden das schwarze Meer nehmen: das heißt, Rußland würde zerfallen. Denn es hätte neben sich ein mächtigeres Reich gegründet. Und glauben Sie, daß es eine leichte Sache für mich sei, bei aller Autokratie zwei Hauptstädte wie Petersburg und Moskau im Zaume zu halten? Wie sollte ich noch eine dritte hinzutreten lassen? Welcher ist der Fürst, der eine so ungeheure Verantwortlichkeit zu ertragen im Stande wäre? Vom militärischen Gesichtspunkte aus wäre ein solches Reich gar nicht zu vertheidigen, denn es würde Europa eine Linie von 900 Meilen zwischen seinen beiden Hauptstädten zum Angriffe bieten, es würde in seiner Ungeheuerlichkeit sich verlieren. Vom religiösen Standpunkte ergäbe sich die Gefahr zweier griechischer Kirchen, einer orthodoxen und einer russischen, das Kreuz von St. Petersburg würde ein Nebenbuhler des Kreuzes der Sophienkirche werden (so spricht wol Lagueronnière und nicht der Zar). Glauben Sie mir, ich denke nicht an die Eroberung von Konstantinopel. Ich kenne zu sehr die drohenden und unvermeidlichen Folgen, welche für Rußland daraus entstünden. Aber wenn ich nicht in Konstantinopel herrschen will, so mag ich es doch beherrschen. Ich brauche in der Türkei eine Regierung, genug schwach, um mir nicht widerstehen, und stark genug, um sich gegen alle andern vertheidigen zu können, ausgenommen gegen mich. Ich muß in religiöser und politischer Hinsicht im Rathe des Sultans herrschen. Ich will der Suzerän und nicht der Souverän sein.“

Es ist nur ein Umstand, ein einziger, welcher für Rußland zu einer Nothwendigkeit machen würde, was heute eine Unmöglichkeit wäre.

„Wenn die Zersekung des ottomanischen Reiches, statt allmählig vor sich zu gehn, plötzlich einträte, dann wäre es Rußland beschieden, sich Konstantinopels zu bemächtigen. Die Welt würde in Flammen stehn, doch vermöchte ich nichts dagegen. Ich werde diese Stunde des Schicksals nicht beschleunigen, wenn sie schlägt, wird Rußland mit Gottes Willen bereit sein.“

Die andern Porträts von Lagueronnière gleichen den beiden ersten. So wie König Midas alles, was er berührte, zu Gold macht, so ist alles, was der Vicomte mit seiner Feder berührt, tugendhaft. Natürlich sind es die gekrönten Häupter, und was ihnen nahe steht, am meisten.

Was er über den Grafen Chambord sagt, läßt sich dahin zusammenfassen, daß Heinrich V. ein großer und freisinniger Monarch wäre, wenn er zur Regierung käme, daß er aber sehr tugendhaft und als Patriot handle, indem er sich resignirte; denn er sei kein Parteichef, sondern ein Princip. Bei Gelegenheit sagt Lagueronnière seinen ehemaligen politischen Glaubensgenossen, den Häuptern der legitimistischen Partei, einige Schönheiten.

Prinz Joinville ist ein Held, ein großer Seemann, ein bedeutender Geist, ein bedeutender Politiker und ein bedeutender Charakter. Er theilt einen

Brief des Prinzen an den Herzog von Nemours nach der Revue retrospective mit, der kurz vor der Februarrevolution geschrieben war und sich in der That mit großer Freiheit und einem tiefen Blicke in die Verhältnisse über die damalige Lage aussprach. Das Bild des orleanistischen Prinzen gibt Anlaß zu sehr freigebigen Lobsprüchen auch für die andern Mitglieder der Familie.

Graf Morny ist ein vorzüglicher Salonmensch, das Muster eines Edelmannes, ein großer Patriot, ein geistvoller Schriftsteller, ein tapferer Offizier, ein bedeutender Nationalökonom und ein großer Staatsmann. Da wir uns aber von den gekrönten Häuptern ein wenig entfernen, athmet der Verfasser etwas freier und nimmt einen leisen Anlauf zum Versuche eines Tadel's, der aber auch in ein Lob gehüllt ist. Graf Morny habe ganz recht gethan, seine Interessen an industriellen Unternehmungen zu liquidiren, denn ein Mann wie Morny gehöre ganz dem Staate an. Der Herr Vicomte hat zwar keine aristokratischen Vorurtheile. „Der Herr Graf Morny,“ sagt er, „ein eleganter Edelmann, ein glänzender Offizier, Deputirter, ja sogar ehemaliger Minister, hat sich bei ernstern Geschäften bethelligt. Er hat seinen Namen damit verknüpft; ganz gut, aber er würde, in solchen Banden verbleibend, sich verringert fühlen, und nun er sich davon losgesagt, wird er viel an Wichtigkeit und sittlicher Autorität gewinnen. Regieren heißt sich aufopfern! Das ist eine Wahrheit aller Zeiten und aller Regimes, die wir in den schönen Worten des Cardinals Richelieu zu Ludwig XIII. wiederfinden: „die erste Bedingung für jeden, der Theil an der Staatsregierung hat, ist sich ganz dem Publicum hinzugeben und gar nicht an sich selbst zu denken.““

Herr Thiers wird noch immer sehr lobend und glimpflich behandelt, seine Vorzüge mit großem Nachdruck hervorgehoben, aber das Bild ist, wenn auch in den einzelnen Zügen, so doch als Ganzes viel weniger geschmeichelt. Herr Laguerronnière adoptirte das Wort Lamartines, der von sich sagte, er sei ein Liberaler und kein Revolutionär, während Thiers ein Revolutionär und kein Liberaler sei.

General Cavaignac wird ungefähr so geschildert, wie von andern Schriftstellern vor Laguerronnière auch; aber der Tadel wird mit Blumen geschmückt und im Ganzen bleibt Cavaignac ein großer Charakter und ein großer Held, obgleich ihm Herr Laguerronnière der Wahrheit gemäß alle Initiative abspricht und jenen Schwung, ohne den kein bedeutender Staatsmann möglich ist. Ich habe mich gefragt, was denn eigentlich General Cavaignac in dieser Galerie des Herrn Vicomte zu suchen habe. Ich erinnerte mich dabei an einen andern unparteiischen Mann. Es ist bekannt vom Fürsten Windischgrätz, daß er nach der Besiegung der Revolution in Wien, um ein Exempel zu statuiren, aus jeder Kategorie von Revolutionärs einen hinrichten ließ, und als er keinen andern Juden unter der Hand hatte, den armen unschädlichen Felined zur Kugel aus-

erfor. Herr Laguerrounière wollte seine Unparteilichkeit, seine Mäßigung an allen Parteien üben und er wählte General Cavaignac, um die Genugthuung zu haben, auch einen Republikaner mit seinem Lobe erfreuen zu können.

Deutsche Bildung unter Esthen und Letten.

Aus Riga.

Seitdem Kohl seine Reise durch die russischen Ostseeprovinzen, als Erstlingswerk seiner schriftstellerischen Thätigkeit veröffentlicht hat, ist viel geschrieben worden, um Deutschland über die Zustände und Verhältnisse dieser dem deutschen Reichsverbande wol auf immer entrissenen Länder aufzuklären. Man macht sich schon richtigere Begriffe von der Beschaffenheit jener Ebenen, ihrer weiten, fruchtbaren Ackerflächen, begrenzt von elegischen Birken- und düstern Nadelwaldungen, ihrer trostlosen Moräste, durchzogen von trüb dahin schleichenden Flüssen und sumpfbefränzten Seen, ihrer flachen, sandigen, nur am finnischen Busen rascher ansteigenden Küsten. Man kennt die klimatischen Eigenthümlichkeiten dieser von keinem natürlichen Walle geschützten Grenze der gemäßigten Zone, ihren kurzen, heißen, die Arbeitskräfte der Bewohner aufreibenden Sommer, den stürmischen, regnerischen Herbst, den langen, kalten, seinem wetterwendischen deutschen Bruder unähnlichen Winter, ihren kaum den Namen verdienenden Lenz; die magisch hellen Sommer Nächte, in denen der Vollmond um Mitternacht in dem Kampfe mit dem Morgenroth unterliegt, die ewig dünkende, winterliche Dunkelheit, in der beim röthlichen Scheine des Nordlichts der räuberische Wolf seine Streifzüge vollbringt. Man ist endlich nicht mehr in dem Grade, wie sonst, den deutschen Bewohnern dieser Gegenden entfremdet; man hört gern ihre dialektlose, reine Sprache; man bewundert ihr ungezwungenes, feines Benehmen im geselligen Leben; man schätzt, wenn man sie näher kennen lernt, ihre Biederkeit und Gastfreundlichkeit; man weiß, daß ihre Bildung ganz auf deutschen Elementen beruht und daß sie eifrig bemüht sind, hierin mit uns gleichen Schritt zu halten, daß sie also auf der geistigen Seite noch fest zu uns stehen, und man verzeiht ihnen dann, wenn sie aus Anhänglichkeit an altverbriefte Vorrechte und aus Furcht vor den schwankenden Verhältnissen des Auslandes ihre starren Satzungen und mangelhaften Einrichtungen den unsrigen weit vorziehen. Nur einen wunden Fleck darf man nicht berühren, ohne Gefahr zu laufen, sie und besonders ihre Vorfahren der politischen Kurzsichtigkeit und eines historischen Unrechts zu beschuldigen: den Zustand ihrer hörigen Bauern. Auf den ersten Blick freilich scheint es von großer Humanität und christlicher Milde zu zeugen,